

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 63.

Mittwoch, 16. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(12. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Markgraf.

(Nachdruck verboten.)

Rechtshildis hätte kein Weib sein müssen, nicht die vielumworbene Tochter eines vermeintlich reichen Vaters, um nicht sofort in jedem Nerv jenes seine Brücken zu fühlen, das die bedingungslose Hingabe eines Mannes in jedem, auch dem verwöhntesten Weib auslöst, und die Aristokratin in ihr empörte sich dagegen bis zur Ohnmacht.

„Wer was das? — Ein Hauslehrer.“

Sie dachte es mit unsäglicher Verachtung. Und dennoch war es, als ob in dem Blick des anderen etwas lag, das ihren Willen knebelte, das sie in seinen Bannkreis zwang und sie trieb, etwas zu tun, das sie noch vor der Spanne einer Minute nicht für möglich gehalten hatte.

„Ich danke. Recht gut.“

Das war nur wie geachtet, und dennoch war es Rechtshildis von Massenbach, die es gesprochen hatte, sie dubelte es auch ohne weitere Aufsehnung, daß er an ihrer Seite blieb und ein leichtingleitendes Gespräch über das Pfingstfest, das herrliche Frühlingswetter anknüpfte, und es geschah, daß sie ihm antwortete, kurz, sachlich, aber doch in der besten Form, als ob es ein Gleichgestellter gewesen wäre.

Und Dr. Voigtstedt wandte keinen Blick von dem feinen, abligen Gesicht mit der blütenartigen Haut, und allmählich schürzten sich ihm die Lippen unter einem übermütigen, fast siegesgewissen Lächeln, das eine Reihe prächtiger, scharf zugespitzter Zähne sehen ließ, die an ein Raubtiergebiß gemahnten.

Er hatte bei dem todenden Maienwetter einen kleinen Pfingstausflug gemacht — die großzügige Liebenswürdigkeit seines Brotherrn gestattete ihm in den Ferien, die Zeit nach seinem Belieben zu verwenden, auch den Mahlzeiten fernzubleiben, wenn es ihm so paßte, — und war gerade im Begriff gewesen, einen dem Postboten abgenommenen Brief zu öffnen, da hatte er sie schwebenden Fußes das Haus verlassen sehen. Und ohne zu überlegen, schnell wie ein Gedanke, war er an ihrer Stelle gewesen.

Und nun beglückwünschte er sich zu der Eingebung, der ihn zu so raschem Handeln gezwungen, und hätte laut und triumphierend hinauslachen können, denn er fühlte, wie sie die Hochmütige, Unnahbare ihm entgegen kam.

Zwar noch tastend und nur für den feinen Beobachter bemerkbar, aber er empfand doch, wie er mit den suchend herausgestreckten Fühlern seines zwingenden Willens auf etwas stieß, das Grund sein konnte.

Während er in flüsternd wohlgehefter Rede geistvolle Anmerkungen über das Wetter und über alles Mögliche über sie ausschüttete, daß sie nur ängstlich und wie verschüchtert zuhören konnte, vertiefte sich um seine Mundwinkel ein Zug eiserner Energie.

Konrad Voigtstedt, der du als armer Junge von Almosen gelebt, durch reicher Leute Freigebigkeit in den Stand gesetzt worden bist, deine Studien zu beenden, du willst nicht mit einem Duzendplatz im Leben vorliebnehmen. Steigen willst du, steigen. Universitätsprofessor willst du werden, glänzende Feste geben, mit dem schönen Weibe an deiner Seite prunken.

Sie hatten das große Rasenrund umschritten mit dem Rosennittelfeld, das der Stolz des Hausherrn war, und waren in den Schattenkreis der Parkbäume getreten.

Fräulein von Massenbach hatte sich umgewandt und einen flüchtigen Blick auf das, im blendenden Sonnenglanz liegende Schloß mit seinen Türmchen und Söllern zurückgeworfen, den Terrassen aus schneeigem-larrarischem Marmor, von mächtigen Vasengehäusen unterbrochen, über deren Rand riesenhafte, violette Moen ihre fleischigen Arme reckten. Und es war, als ob der Anblick des Hauses, in dem ihr Geschlecht seit Jahrhunderten gelebt und geschafft, in dem ihre sonnige Jugend sich abgespielt hatte, ihr Kraft gab, die fremde Gewalt von sich abzuschütteln, die sich bestimmend in ihr Leben zu drängen bemühte.

„Sie verzeihen, ich hatte einen Gang im Park und Wald ganz für mich vor — alte Erinnerungen aufzufrischen,“ sagte sie schwach, aber ihre Augen sahen unruhig von ihm weg, um seinem funkelnden Blick nicht zu begegnen.

Er rang einen Augenblick mit sich, ob er ihr seine Begleitung noch weiter aufdrängen sollte, um sie mehr und mehr in den Bann seines Willens zu zwingen, aber seine Weltflucht trug den Sieg über die ausgewählte Leidenschaft davon und riet zur Vorsicht.

So verbeute er sich, zurückblickend, nur stumm, und als die schlanke Gestalt in einem der Parkgänge verschwunden war, nur hie und da ein Stückchen des duftigen Fichus, das Violett des Gürtels als farbige Reflexe zwischen dem Blättergewirr der Zweige auftauchten, da ballte er die Hände und schaute mit funkelnden Augen ihr nach, und langsam stieg eine heiße Blutwelle ihm erstickend zu Kopf.

Mit einem kurzen, ruckenden Atemzug wandte er sich, als der letzte Schatten der dahineilenden Gestalt verschwunden war, zog mit schnellem Finger einen Brief in einem billigen, grüngrauen Umschlag, wie man ihn bei Dorfströmern erhält, aus der Jackentasche und entfaltete ihn hastig.

Seine blinkenden Augen überflogen, wie obenhin, die Zeilen, die von einer ungelenten Hand geschrieben waren.

„Konni, komme, ich bitte dich. Wenn der Vater es erfährt, er schlägt mich tot. Eher gehe ich ins Wasser, hinten in den Mühlgraben. Komm doch, Konni.“

Er hatte, leicht mit dem Fuß aufstampfend, das Papier in der Hand zerrissen, und für einen Augenblick entstellte ein bitterböser Kerger das gar nicht unschöne, orientalisch geschnittene Gesicht bis zur Häßlichkeit.

„... da sollte doch! — Aber was ließ er sich ins Bodshorn jagen. 's war schließlich bloß 'ne Finte, und er nachher der Dumme. Zur Not ließ er's auf eine Klage ankommen.“

Nachdenklich, mit äußerst gekräuselter Stirne, glättete er das Papier über dem Rücken der Hand, barg es in der Brusttasche der hellen Waschjade und schritt eilig über den grell beleuchteten Kiesplatz dem Hause zu, um, wenn es anging, so schnell wie möglich zu einem anständigen „Frühstück“ zu kommen.

Rechtshild strich durch die Gänge des Parkes.

Einmal ging sie irre, denn der zopfige Gartenteil mit den hohen Taguswänden, den sonderbar verschnittenen Bäumen und Sträuchern, den an Nachtzeit nichts zu wünschen übrig lassenden Marmorfiguren, den Hans Witold von Massenbach, ein sehr generöser und leichtlebiger Herr zur Zeit des alten Fritz, noch angelegt hatte, schien wie vom Erdboden eingeschluckt.

Sie landete plötzlich im Gemüsegarten, wo ein paar verhußelte Weiblein, im Sonnenhut, Kartoffelsäcke statt der Schürzen vorgebunden, auf der Erde knieten und Unkraut ausröpften.

Meckthild hatte sich einer der Frauen genähert und berührte mit der Schirmspitze leicht deren Schulter: „Wie komme ich in den Kokologarten, Frauchen?“

Das Weiblein hob den Kopf und blinzelte mit blödem Erstaunen zu der zarten Frauengestalt empor, die so häuchelnd, ganz unerwartet in ihrem Gesichtskreis erschienen war.

Doch dann flog ein helles Glänzen, ein blitzartiges, freudiges Erkennen über das fast lederartig verrunzelte Gesicht.

Sie wollte aufstehen, fiel stolpernd auf beide Arme und angelte sich dann mühsam empor.

„Ei herrjähles, is dees nich?“

Mit Behemeng rieb sie die erdgegeschwärmte Rechte an der Sackschürze und streckte sie rechtwinklig der jungen Dame entgegen.

„Das gnädige Freilein, nee so was, un das ham mer gar nich gewußt . . .“

Meckthildis hatte die feinen Fingerspitzen zögernd einen Augenblick auf der gefurchten Handfläche ruhen lassen. —

Es blieb der Alten überlassen, sich einen Händedruck darunter vorzustellen — oder auch nicht.

Die Frau rieb verlegen den Handrücken an dem härenen Kleiderrod.

„Aber kennen mich das gnäd'ge Freilein denn nich?“ flammelte sie, hochrot im ganzen Gesicht, „ich hab' doch bei der Frau Mutter als Stubenmädchen gedient un hab' 'n gnädigen Freilein ihre Stub' immer so schön in Ordnung gehalten.“

„Ach, die Luis“, Meckthildis Augen ruhten einen Augenblick prüfend und wie erstaunt auf dem Gesicht der anderen.

Dann schüttelte sie das feine Haupt: „Ich hätte Sie nicht wieder erkannt, Luis.“

Um den Mund der Frau zuckte ein bitteres Lächeln. „Ja, gnä' Freilein, die Frauen auf 'm Land altern schnell, das macht die Sonne und der Wind, und die schwere Arbeit . . . Was ihr?“ wandte sie sich an die andere, die neugierig mit blödem Staunen, das letzte Büschel ausgerissenen Unkrauts unbeweglich in den hartgearbeiteten Händen, an der Erde hockten und mit offenen Mäulern zu der fremden Erscheinung aufstarrten.

„Ja woll — ach gar,“ kam's im Chor der griechischen Tragödie aus sechs Frauenkehlen unisono zurück, und jede wollte eine lange Litanei beginnen, doch Luis bewegte abwehrend die Hand.

„Nu laßt norr. Ja, gnä' Freilein,“ wandte sie sich wieder der ehemaligen Herrin zu, „s is norr gud, daß die Männer auch ihren Kopp so voll hab'n, sonst würden sie bald nach andern gäh'n.“

Beinlich verlegt, in den tiefsten Tiefen ihrer aristokratischen Anschauungen erschreckt, hatte Meckthildis sich zum Gehen gewandt: „Was erlauben Sie sich da, mir zu erzählen, Luis?“ sagte sie herbe, „dem deutschen Mann ist die Ehe heilig.“

„Was sag'n Se?“ Die andere lachte, nicht bitter, sondern ganz laut und fröhlich, wie man über die naiven Ansichten eines Kindes lacht.

„Du lieber Gott, Se kennen de Männer nich, gnä' Freilein. Immer de Jüngste und Scheenste soll es sein und wenn se selbst uff Stelzen laufen und teen Haar mehr uff'm Kopp hab'n. Fragen Se mal de Kläre da un noch viele andere. Bloß Zeit hab'n se bei uns nich, so rumzuscharmuzieren, sonst . . .“

Meckthildis hatte sich, ohne ein Wort der Erwiderung, zum Gehen gewandt, so eilig, als müßte sie vor etwas flüchten, das ihre Lebensansichten in ihren Grundfesten zu bedrohen schien, jene Ansichten, die sie, seitab vom Leben stehend, allein aus Büchern der alten Zeit bezogen hatte.

Doch nach wenigen Schritten blieb sie wieder stehen, begann sich, warum sie gekommen und stand im nächsten Augenblick vor Luis, die schon wieder an der Erde hockte und an einem Unkrautbüschel riß.

„Ich suche den Kokologarten, Luis!“

Die Arbeiterin schaute sie an, als spräche sie Chinesisch. „Nof . . . das, gar?“ — Dann schien ihr etwas zu dämmern,

und im nächsten Augenblick war sie wieder auf den Füßen in den übergroßen, plumpen Schuhen. —

„Ach, gnä' Freilein meinen wohl den mit die vielen Heden un all die Nadebeis. Ja, ja, gnä' Freilein, das is allens Gemüsegarten gewor'n, un die Nadebeis hat der Herr Baron von Ernleben auf Groß-Bentwich gekauft — der is sehr vor die Nadeligkeit — un die Heden dazu, un wir pflanzen nu nisch wie Gemüß un das wird allens auf Wagen geladen un in die Stadt zu Margd gefahr'n. Gelle ja, das is fein?“ sagte sie, sich stolz in dem, allerdings musterhaft gehaltenen Gartenrund umschauend.

„Un das meiste bringen uns die Schpargel,“ sie fuhr mit der Hand zuerst über die Nase und deutete dann zu den langgestreckten Hügelreihen am Ende des Gartens hinüber; und die Freilein Susanne und die Fräulein Traut sind schon morgens Glock vier unten und schleichen den Schpargel, damit er frisch zu Margd kommt . . .“

Mit einem leichtdankenden Kopfnicken, einem nachlässigen, unmachtmäßig vornehm Winken der Hand, hatte Fräulein von Massenbach die Arbeiterin entlassen und tauchte in dem Winkel des Parkes unter.

Sie hörte nicht, daß Luis ihr nachschrie: „Gnä' Freil'n, gehen falsch, das da ist der neue Weg in'n Wald . . .“

In ihr war alles aufgelöst in wallendem Zorn, einer tohenden, jäh emporwallenden Erbitterung. Sie hätte lachen können, laut, hohnvoll lachen, wenn das nicht ihrem, an die engste, pressendste Form gewöhnten Sichgeben als eine Undenkbarkeit erschienen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Die Löwenhaut.

Die Löwenhaut
hat auch schon bessere Tage geschaut.
Jetzt treten die Leute auf ihr herum.
Sie trägt es stumm
Und ohne Klage
Als Bettvorlage.
Da noch die grimmigen Zähne
Vor Kampflust drohten,
Aus mächtiger Mähne
Dem Feind sich boten —
Wer hätte da einen Fußtritt gewagt?
Damit ist eiaentlich alles gesagt.

Geh't's uns denn anders im Leben?
Ja, ja, man wird ergeben,
Da meinen die Menschen ehrlich,
Natürlich leise, nicht laut:
Die gute Haut . . .
Und streifen sich ab die Füße schnell
An uns, wie eben am Löwentell!
Natürlich:
Nicht wirklich, sondern häßlich!

F. Schröghamer-Heimdal.

Frühlingszauber im Jagdrevier.

Gestehen wir es nur ganz ehrlich ein, der Lenz kommt uns immer zu spät. Schon im Februar haben wir den Winter bis zum Halse satt, ob er nun im klirrenden Eisbarnisch auf Boreas Kissen einhergestürzt oder ob er seine schlechtere Hälfte, die Nebelfee, ausendet, welche Stadt und Land unter den oft recht unerwünschten Schut ihrer feuchtnassen Fittiche nimmt.

Und gar erst dann, wenn der Kalender jedermann, der Lesen und Schreiben gelernt hat, schwarz auf weiß zeigt, daß nun wirklich des Winters Nacht und Lüge zerfällt am Boden liegt und der heiß ersehnte Frühling als wirklicher Zeitregent zu gelten habe. Dann will es uns kaum mehr unter dem lastenden Druck der Giebel und Dächer leiden. Die schönste Zeit des Jahres, die Zeit der Wiedererneuerung des Lebens, die Zeit der Liebe und des Jubels, die Zeit der ersten Blüten ist angebrochen. Auf den Feldern sieht die blinkende Pflugschar des Landmanns tiefe Furchen in das schwarze, duftende Erdreich, damit es Früchte trage im Herbst.

Im weichen Schoß des Waldes hat aber das Leben schon begonnen, vielgestaltig, und wunderbar. In klammernden Wellen zittert das junge, belebende Sonnenlicht auf den weichen Boden hernieder, aus dem duftige Gräser sprossen, unschuldswaise Anemonen, goldgelbe Primeln, zart-

blaue Leberblümchen und dunkeläugige Beilchen. Blumen sind es von recht bescheidener Art. Weder verschwenderisch noch grell ist ihre Farbenpracht. Und dennoch lassen die ersten Zeugen des sich zur Auferstehung rüstenden Lebens das Herz jedes der Natur nicht fremd gegenüberstehenden Menschen höher schlagen. Er kann sich fast nicht sattsehen an dem alten, ewig neuen Wunder.

Wenn nun die ersten lauen Lenzeslüfte wehen, hält der sagenhafte „Vogel mit dem langen Gesicht“, die Schnepfe, ihre Liebesfeier und kündigt so dem Weidmann von Beruf den Beginn eines ganz besonderen Jagdereignisses, den Schnepfenanstand im Walde.

Den Angehörigen der „grünen Gilde“ harzt aber zur Zeit des Zweikampfes zwischen dem grämlich abziehenden Winter und dem jugendkräftig nahenden Lenz noch ein aufregendes und abwechslungsreiches Jagdvergnügen, die Jagd auf den Auerhahn, von dem Brehm sagt: „Nicht nur der balzende Auerhahn ist aufgeregt in der Zeit seiner Liebe; auch der Jäger, der zu den Glücklichen gehört, welche diesen Vogel zu ihren Schussbefohlenen zählen, teilt ähnliche Gefühle. Man muß selbst durch den Wald geschlichen sein in dämmernder Frühlingsmorgenstunde, unhörbar, den Atem an sich gehalten, jedes Geräusch vermeidend, vorsichtig, den Fuß auf die Moos- oder Schneedecke setzend, doch nur so lange der balzende Hahn eben schreift — mit einem Worte, man muß eben der Auerhahnbals selbst beigewohnt haben, um solche Aufregung zu verstehen.“

„Die Bals“ nennt der Weidmann insgesamt sowohl die Fortpflanzung der größeren Jagdvögel als auch die Art dieses Geschehens, die begleitenden melodramatischen Handlungen sowie die bei dieser Gelegenheit angewendeten Jagdmethoden. Das Wort dürfte vom italienischen „balsare“, hüpfen, springen, abzuleiten sein. Während das stieliche Haselhuhn in einer im allgemeinen friedlichen Eihe (Monogamie) lebt, versammelt sowohl der Auerhahn als auch der Birkhahn stets einen Harem von vier bis zehn Hennen um sich und beide feiern ihre Hochzeit unter mehr oder minder lebhaftem Gesang und Tanz auf festgewählten „Balzplätzen“. Aber während der heißblütige Birkhahn Waldblöden, Viehweiden, Torfstiche oder Felder, im Hochgebirge Schneeflächen für seine Spiele wählt und sich hier außerordentlich lebhaft, ja pöffenhaft tummelt, singt der pathetische Auerhahn seine leisen Liebeslieder in die Morgen- und Abenddämmerung des großen Waldes hinaus. Bleibt der Hahn ungestört, so findet er sich allabendlich auf dem gleichen Platz, auf dem gleichen Baum, ja sogar auf dem gleichen Ast ein, den er sich zur Bals erwählt und nicht selten in lebensgefährlichen und überaus erbitterten Duellen mit Rivalen erklämpft hat, nächtigt hier und beginnt in den frühesten Morgenstunden seinen elegischen „Schwanengesang“; dieser klingt meistens so leise und manchen Walddgeräuschen so ähnlich, daß ihn ein Unkundiger gänzlich überhört. Schon vor der rosenfingrigen Eos muß also der Jäger wieder auf dem Platze sein, da die Bals beginnt, sowie weißliche Streifen am Osthimmel der Sonne Nahen verkünden und die Sterne über den schwarzen Tannen erbleichen. Noch ist kaum eine andere Vogelstimme vernehmbar als das einfache Morgenlied des Walddroschenschwängers oder das „Zwiden“ streichender Waldschnepfen, da das erste zögernde und allmählich feuriger intonierte sogenannte „Knappen“ des Auerhahns beginnt. Er gleicht dem durch Aneinander schlagen zweier dürrer Steden entstehenden Tone, ist aber doppeltönig und, aus größerer Nähe gehört, von alodentartigem Wohlklang. Das Knappen folgt dann immer schneller aufeinander, um endlich in einen kurzen Triller zu verschmelzen, an den sich der lautere Hahnschlag und dann die Rauberstrophe des Schleifens (wie Senfenwehen klingend) anschließt.

Die sehr bewegliche Zunge und Lufttröhre, die um ein Drittel länger als der Hals des Vogels ist und daher in der Ruhe eine lodere Schleife in der Kropfgegend bildet, sowie die zahnartigen Papillen des Droßelknopfes, des Gaumens und der Zunge sind an der Bildung genannter Töne beteiligt. Diese vier Teile bilden die „Balsrie“ oder den Vers, der vom aufgelegten Hahn unter längeren Pausen mehrere hundertmal nacheinander wiederholt wird. Menuettartige Promenaden auf dem Aste oder am Boden und maleisiche Balzstellungen, welche denen des kräbenden Dauschahns und denen des kollernden Truthahns entsprechen, begleiten den Gesang, während dessen der vorher lang und blank erscheinende Sänger sich zu einer Kugel aufbläst. Mittlerweile hat sich der Jäger immer näher an den Stand des Hahns herangeschlichen, um den eifrigen Sänger während eines lebens- und liebesfrohen Schleifens dem Tode durch Pulver und Blei zu überliefern, und wenn irgendwo, so findet auch hier der alte Spruch seine Berechtigung:

„Zwischen Lipp' und Kelschstrand,
Schwebt oft des Schicksals dunkle Hand.“

Kampf der Hechte.

Von Alwin Rath.

Langsam schlebe ich mich im Boot, mit dem Ruder lachste stoßend, zwischen Schiff und Ufer über das Hochwasser der Wieße hin. In der windbefächelten Kristallhülle der Blut schleife ich ein dünnes Gazezeug hin und her. Um einige von den schwarzstehenden Wasserläfern und springtollen Fischen zu erfassen, die jetzt über den hellen Wiesengräsern so klar zu sehen sind.

Da springen vor mir in übermüdigem Frühlingsrauschen Fische silbern glitzernd aus dem Ras.

Schwere Bengel sind es. Lange Kaliber, denen man solche Springerexperimente weniger zutraut.

Wie blitzende, breitschneidige Schwerter schleichen sie schräg heraus. Von einem feuchten Tropfenwirbel umschimmert. Und tauchen schwanzpeitschend wieder hinein. Jagen in stummer Ausgelassenheit das Wasser in kleinen Wirbeln und Strudeln umher.

Vorsichtig stoße ich den Rahn an die silbernen Springer heran. Kaum aber bin ich mit meiner blaugelben, breiten, kleinen Schalluppe bis auf drei, vier Meter vorsichtig heran-geglitten, da ist das glitzernde Geplätscher verstummt.

Ich sah schon deutlich, daß es Hechte sein mußten, die hier in Froiersausgelassenheiten sich tummelten, in Luftsprüngen in ein Element, das ihnen verschlossen. Befriedigt erblicke ich plötzlich im Sinnieren die Verschleuchten, die Meererv-wanden, Meerentstammten, vor mir im Wiesenwasser.

Sie betriechen doch, wie es scheint, einen höchst merkwür-digen Apparat. Auf den ersten Blick sieht das gelbe grobe Ding aus wie ein aus der Luft ins Wasser geranzeltes kleines Windmühlengrad. Kommt man ihm aber näher, sind es die künstlichen Weidenruten von vier in Radform zu-sammen ins Wasser gelegten Fischreusen, die in so flacher Blut lauern, daß sie mit den oberen Weidenruten trocken her-ausgittern.

Zählmas aber kommt die Tanzlust wieder über die bei-den Hechte wie immer auch noch über die Fernverwandten in den Menschenreusen in Berlin.

Und wie in stummem Gelächter über die bösen Fische, die ihnen sogar in den feuchten Laichplätzen hier, wo sie sich eine feuchte Wiege für ihre kleinen Kinder suchen, die Reusen nach allen Windrichtungen auslegen, hüpfen sie bisweilen gar lustig über die Weidenruten weg, hinüber und herüber. Dabei suchen ihre Weiber sich . . .

Schlingeln wie im wohligen Empfinden ihrer Schuppen-glätte in geschleudelter Schnelligkeit aneinander vorbei.

Gleiten auch wie rasend über- und untereinander her.

Schleudern dabei aus den bestigen Krümmungen ihrer Panzer kurze Sonnentreflere aus der Blut.

Jetzt, wie berauscht von der Liebesberührung, fahren sie wieder über den Spiegel empor. Und dabei gelingt es ihnen bisweilen, selbst in der Luft sich zu verführen, wie jagende kreischende Schwalben hoch unterm Blau.

In kleinen Zwischenpausen aber schließt das Hecht-weibchen immer wieder zu einem tollig düsteren Loch im Boden hin, das neben zartem Ramm- und Ruchgras sich in den grafsigen Wassergrund höhlt. Gußt starr und neugierig in das schwarze Loch.

Niemals hätte ich diesen mordstarken Fischräuber-schlangen ein solches Temperament und diese flutsprühende Ausgelassenheit zugeutraut.

Jetzt aber fahren sie beide plötzlich wie erschreckt mit der Schnauze nach dem Schiff herum.

Stehen erwartungsvoll still.

Ich kann unter dem dort sonnenflirrenden Spiegel nicht sehen, was sie bann.

Da flüht, kaum daß ich ihm mit den schielenden Augen folgen kann, das Hechtmäddchen, das sich durch eine dunklere Farbe hier auszeichnet, nach irgendwohin davon.

Kurz darauf sehe ich einen ganz dunkelfarbigem, bestlohten alten Herrn, einen riesigen Bengel, von sehr behäbigem Be-nahmen, sich langsam, witternd, dem Weibchen nähern.

Das hat eine Zeitlang, wie hypnotisiert von der An-näherung dieses alten Herrn, stockstill gestanden; wie ein grünverschämter Ast.

Jetzt schließt es, wie gestochen, ängstlich in wirren Zickzack-süßen hin und her.

Mit gemessener Stetigkeit aber, in den würdigen, lang-samen Wendungen eines schweren Ritters, folgt ihm der dunkle Riese. Dessen brutale Räuberschnauze ganz danach aussieht, daß er es vor Liebe freisen wird, wenn es ihm auch nur einen Flossensirbel schenkt.

Nein, es tut's nicht. Ich sehe es schon nicht mehr, das Weibchen, das flüchtig jagende.

In unerhörter Fixität aber sehe ich den Dicken, wie einen gelbseiderten Klotz, nach dem Schiff zu verschwinden.

Und schon auch von dort nach meiner Kahnspitze zurück-
kehren.

Nicht davor aber erblicke ich wieder das Weibchen. Den Kopf, die starren Glasgeln der Augen, ihm zugewandt; scharf beobachtend, ob er versteht, was er freisen will.

Eine spasshaft schlenkernde, urdrollig schwerfällige Seitenbewegung macht der wässrige Takt plötzlich.

Jetzt, da es dem Weibchen näher fließt, das misstrauisch, die Nase ihm zugekehrt, vor ihm weiter zurückfließt, geht es wie ein Rud jählings durch seinen feisten Schuppenwanst.

Hinten an seinem breiten kühnenden Schwanz hängt ein anderer Hecht! Das kleinere Männchen ist's.

Der sich darin verbissen und sucht den Riesen rückwärts zu zerrn. Wird aber in der lächen Wendung des Kolosses, der, plötzlich sehr beweglich, nach seinem zerbißenen Schwanz herumhaucht, weggeschleudert wie ein grünes Schiffsblatt.

Im Nu ist er wieder da.

Hängt wieder dem Koloss am Schwanz. Da sehe ich Blut aus dem zarten Schwanzfächer lockt in das Wasser röheln und in Fäden es durchschwimmen, durchträufeln. Sehe auch, daß der Schweiß des Gewaltigen schon von anderen Scharmitteln Baden und Schaben abbekommen hat.

Sehe, daß der Schweiß nur noch eine löcherige Entstellung der einstmaligen schönen Hechtaier ist, eine zerfetzte Kampfabgabe.

Sie plänkeln hintereinander her, der Große, der Kleine. Natürlich ist der Kleine bei seinem leichten Hin- und Hermanövrieren unmöglich für den dicken Klotz zu erlangen.

Jetzt laßt der Riese mit so nah, daß ich ihn erschlagen könnte. Wenn er doch nicht noch schneller wäre, als mein ungeschickliches Ruder! Dann sehe ich ihn nicht mehr.

Er muß den feuchten Kampfsplatz geräumt haben. Vor den Zähnen und der Vortäuschung des Kleinen.

Der schießt zu dem Weibchen hin. Das manövriert vor dem schwarzen Torloch etwas schwerfällig hin und her.

Heftig umschmeichelt er es.

Wirft sich unter ihm durchschnellend auf die silberblühende Seite, fast auf den Rücken. Auch sie wird wieder etwas spiessig. Was bei den ernsthaften, unveränderten Räuberjagden zu drollig anzuschauen ist.

Und plötzlich sehe ich beide zwischen den jungen Schäften des Schiffarins untertauchen.

Die großen Chrysanthemen.

Von E. van Rith de Zende.

So eilte durch den trüben Herbstregen. Schon ein Viertel vor Fünf hatte sie das Bureau verlassen. Jetzt schnell ein paar Blumen laufen und dann zum Geburtstag der vier Jahre älteren Schwester Albertien, die mit dem reichen Gerum verheiratet war. So hatte diese Besuche, aber sie konnte sich ihnen nicht entziehen, und vor allem heute nicht, da Albertien vierzig wurde, ein Kronjahr! Sie wußte genau, wie der große Tag verlaufen würde. Albertien, groß, stattlich und sehr selbstgefällig, thronte inmitten ihrer halbboornehmen, in jedem Falle reichen Damenbekanntschaften, und diese pflegten dann so, herablassend freundlich, zu fragen: „Und Sie arbeiten doch im Bureau, nicht wahr?“ O, wie widerwärtig fand sie diese herablassende Liebesswürdigkeit! Und doch ging sie jedes Jahr wieder hin, weil die Mutter, die gelähmt war, es so gern wollte.

In dem Blumengeschäft sah sie sich einen Augenblick um. „Finden Sie diese Riesen-Chrysanthemen nicht prachtvoll?“ fragte die Verkäuferin enthusiastisch. — „Ja, sehr schön“, antwortete so und erschraf im selben Moment vor ihrem bleichen, schon etwas gealterten Gesicht, das sie im Spiegel hinter dem warmen Goldgeld der großen Chrysanthemen erblickte.

„Geben Sie mir, bitte, vier Stück davon“, und wie in Gedanken versunken fügte sie hinzu: „Wie bekommt man sie nur so groß, sollte man fast fragen.“ Die Verkäuferin, redselig und stolz auf ihr Wissen, erklärte ihr: „Das tun die Blumenzüchter für uns, gnädiges Fräulein. Sobald sich eine Knospe am Stengel gebildet hat, werden alle anderen Knospen systematisch abgeschnitten, so daß alle Kraft der Pflanze sich auf die eine Blüte konzentrieren kann. Es geht also auf Kosten der anderen, aber das Resultat ist dann auch wundervoll, nicht wahr?“

So nickte wie geistesabwesend, während sie die in Papier gebüllten Chrysanthemen nahm und bezahlte. Sie stieg schnell in die Tram, und als sie dort auf dem vollen Hinterberron, zwischen allerlei nassen, gleichgültigen Menschen stand, die müde waren wie sie selbst, und Eile hatten, irgend ein Ziel zu erreichen, gingen ihr die Worte der Blumenverkäuferin wieder durch den Kopf: „... auf Kosten der anderen, aber das Resultat ist dann auch wundervoll.“

War es, dachte so, nicht immer genau so mit Albertien gewesen? Was hatte nur in aller Welt ihren verstorbenen Vater und durch ihn auch ihre gehorsame Mutter, dazu bewogen, die Schwester in allen Dingen vorzuziehen? Sie durfte alles, nichts war für sie zu teuer. Die anderen Kinder wurden kurz gehalten und streng erzogen, für Albertien war das Beste noch nicht gut genug. Hatte der reiche Gerum, die einzige „gute Partie“, die zu ihnen ins Haus kam, nicht ursprünglich ein Auge auf Katrein, die älteste Schwester, geworfen, und hatten Vater und Mutter nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt, bis sie es erreichten, daß er Albertien nahm? Hatte Katrein nicht aus Trost einen leichtsinnigen Burtschen geheiratet, für den sie sich nun irgendwo in einem abgelegenen Stadtviertel abraderte, und war Albertien nicht groß und reich geworden, auf Kosten von ihr, auf Kosten von allen? Hatten sie und ihre jüngere Schwester und Brüder nicht im Bureau arbeiten müssen, weil kein Geld da war? Nur für Albertien war immer welches da.

Nun stand sie vor dem vornehmen Hause, und während sie läutete, fühlte sie etwas Bitteres in ihrer Kehle, vor Groll, Kummer und Enttäuschung. Aber sie wollte tapfer sein und sich nichts merken lassen. Mit einem herzlichen Glückwunsch auf den Lippen trat sie in den erleuchteten Raum, in dem Albertien tatsächlich inmitten ihrer vornehmen oder zum mindesten vermögenden Freundinnen thronte.

„Kind, was für herrliche Blumen“, dankte ihr die Schwester. „Wie bekommt man sie nur so groß, muß man wirklich fragen?“

„O“, entgegnete so leichtblütig, „das tun die Züchter, indem sie alle anderen Knospen abschneiden.“ Dann wird eine schön und groß, auf Kosten der anderen.“

Sie versuchte, es lachend zu sagen, aber es klang etwas Schrilles in ihrer Stimme, und als Albertien, etwas verwundert, die jüngere Schwester ansah, erschraf sie vor dem Blick des Hasses, den die grauen Augen in dem bleichen Gesicht ihr zuwarfen.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Holländischen von Willy Blocher.)

Kreuzwort-Rätsel

	1	2	3		4	5	
6		7			8		9
10	11		12	13			14
15		16				17	
		18					
19	20					21	22
23			24		25		26
		27			28	29	
	30						

Wagerecht: 1. Land in Westasien. 7. Ägyptischer Gott. 8. Flächenmaß. 10. Musikalische Tonbezeichnung, italienisch, und Vorsilbe. 12. Zeitmesser. 14. Vorwort. 15. Gebirgsort der Alpen. 17. Gleichwort für böse. 18. Gleichwort für Feld. 19. Gleichwort für geistesverwirrt. 21. Weiblicher Vorname, Kurzform. 23. Lebensmittel. 24. Bindewort. 26. Vorwort. 27. Chemisches Zeichen für Aluminium. 28. Fürwort. 30. Stadt in Italien. — Senkrecht: 2. Ausgestorbenes Kind. 3. Chemischer Ausdruck für Wasser, französisch. 4. Berggrinne der Alpen. 5. Fürwort. 6. Halbinsel Asiens. 9. Inselreich. 11. Arabischer und spanischer Artikel. 13. Vorrichtung zum Aufhängen. 14. Chemisches Zeichen für Zink. 16. Moderne Vergnügungsstätte. 17. Papageienart. 20. Abkürzung für Rhode Island. 22. Umstandswort. 24. Bauerngestalt bei Hebel. 25. Göttin, lateinisch. 27. Name von Flüssen und Bächen, Abkürzung für ad acta. 29. Chemisches Zeichen für Binn.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 581
Wagerecht: 1. Gold. 4. Löwe. 7. Rad. 8. Eft. 10. Uhr. 12. Me. 13. Not. 14. Tee. 15. Erz. 18. Sal. 20. Jft. 22. Aut. 23. Nune. 24. Tag. 25. Fee. 27. Neu. 29. Los. 32. Al. 34. Ton. 36. Leo. 37. Rio. 38. Me. 39. Luna. 40. Baum. — Senkrecht: 1. Gas. 2. Ode. 3. Der. 4. Lit. 5. Wat. 6. Ede. 7. Rabe. 9. Lola. 11. Reft. 16. Raa. 17. Zug. 18. Sof. 19. Jre. 20. Jnn. 21. See. 24. Tell. 26. Eft. 28. Urne. 30. Si. 31. Sou. 32. Ara. 33. Rob. 34. Tau. 35. Oim.